

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 209.

Donnerstag, 7. September.

1916.

## Frau Minchens Narretei.

(29. Fortsetzung.)

Humoristischer Roman von Räte van Beefer.

(Nachdruck verboten.)

Sie war ganz aschgrau im Gesicht, und als sie jetzt ihren Mann beim Arm packte, zitterten ihre Finger vor Angst und Aufregung.

„Fritschen, Fritschen, vergreif' dich nicht! Reg' dich nicht unnötig auf!“

„Minchen, haste gehört, was der Schuft sagt?“ leuchtete er, blaurot vor Zorn und griff dann heftig zu, um die Wankende zu stützen. „Minchen —“

„Daß man, Fritschen! Ich hab' alles gehört! Wir wollen es bereden. Du gehst jetzt!“ Weinade gebieterisch und hobeitsvoll wies sie den Nissen nach der Tür. „Wir werden dir nachher Antwort geben.“

Alfons verbeugte sich sehr kavalierrnäßig und wandte sich ohne ein Wort zum Ausgange. Er war selbst etwas überrascht, aber nicht unangenehm. Die alte Sybille hatte gehorcht; das ersparte alle Weitläufigkeiten. Nur würde die Geschichte schon ohne sein weiteres Zutun in Gang kommen. Fränze sollte nun noch etwas weinen und Szenen machen, das liebte Tante Minchen, — etwas Romanz, — Fränze hatte es ihm erzählt. Danach würde sich dann wohl alles zu seiner Zufriedenheit ordnen und für ein Weilschen sein Lebensschiff wieder flott werden.

Während Alfons vergnügt ein Liedchen vor sich hinstummend zum verabredeten Zusammentreffen mit Fränze schritt, sahen die Zurückbleibenden sich erst einmal sprachlos in die Augen. Riedel hatte seine Frau auf einen Stuhl gedrückt und stand die Finger aufgeregt ineinander flechtend, mit besorgtem Blick vor ihr.

„Minchen, siehst'e nur, daß s een Lumpenbajage ist? Alle durch die Bank; Blutsauger, Vampire, Spitzbuben! Aber der Schuft soll sich verrechnet hab'n! Rich'n Pfennig kriegt er! Un wenn all's drunter un drüber jeht, un wenn ich jetzt mit'm Schlimmsten hüßen müßt' — recht so, — jeschieht mir recht! 'Strai' muß sind! Wenn's mir auch an Herz un Nier'n jeht, so dazusteh'n im Schmutz meiner Jugendsünd', — jeschieht mir recht!“

Er stöhnte gequält auf. Wenn er auch die Berechtigung seiner Strafe anerkannte, aber sich ihr zu beugen, kam ihm doch hart an. Himnelfakrament, so eine Infamie, ihn so in den Schmutz zu treten! — Vor seiner Fee —!

Da faßte Frau Minchen seine Hand. „Red' nicht, Fritschen! Daran ist nicht zu denken. Glaubst du, daß ich meinen Mann so bloßstellen laß? Dein Kind ist mein Kind, wenn ich's auch nicht geboren hab'. Daß sie dasselbe Recht haben. Wenn der liebe Gott uns ein drittes geschenkt hätt', müßt' es doch auch noch versorgt werden —“

Fritz Riedel fuhr auf wie ein Berserker. Für die rührende Liebe, die in dem Anerbieten seiner Frau lag, ging ihm im Augenblick das Verständnis ab. Er sah nur, daß die Gauner triumphieren, daß das Erbteil seiner Kinder geschmälert werden sollte, und in diesem Gedanken fiel er Frau Minchen in die Rede, tobte und schrie und verschwor sich, niemals solch Unrecht zuzugeben. Ob sie den Verstand verloren habe und glaube,

ihr Vermögen sei unerschöpflich und sie könne es jedem Lumpen in den Nachen werfen? Und in dem Ton weiter.

Frau Minchens edler Opfermut, der zuerst wirklich nur ihrem Fritz und dem Ansehen der Familie gegolten hatte, fing bei alledem an, aus anderen Augen zu sehen. Warum tobte der Mann denn nur so? Es war schließlich doch ihr Geld, das sie für ihn hingeben wollte, für ihn und für sein Kind.

Ihre Gedanken schlugen andere Wege ein. Herrgott, was die Fränze für ein Glück machte! Dieser schöne Mann! Und eine Freifrau sollte sie werden! Wie ein Roman und ganz ohne unangenehmen Beigeschmack! — Na ja, freilich, daß sie das Geld dazu geben mußte. Aber wozu war sie des reichen Amtmanns Rothahn Tochter und einzige Erbin, wenn sie nicht auch mal etwas Besonderes tun konnte. Und sie hatte die Fränze immer lieb gehabt, in diesem Augenblick lieber als je, denn da war nun wirklich einmal ein echter Roman in der Familie, das Mädchen aus dem Volke und der Mann von Geburt, der alles, Stellung und, — und, — na ja, eben alles für die Geliebte opferte.

Nein wirklich, sie sah nicht ein, warum ihr Fritz so ungeberdig und grob war? — Schließlich ging es doch wirklich nicht an, daß der Alfons die Gerichte in Bewegung setzte. Und das würde er sicher tun, er hatte so gefährlich unternehmend ausgesehen. Sein Handeln war ja nicht anständig, aber er tat es für seine Liebe und ein wunderschöner Mensch war er doch! Nein, je länger sie die Sache ansah, desto weniger schrecklich kam sie ihr vor, und als ihr Fritschen endlich einmal Atem holen mußte, fiel sie ihm, ohne auf all seine Einwendungen einzugehen, mutig ins Wort. „Nein, reg' dich bloß nicht mehr auf, du kannst noch einen Schlagfluß kriegen. Überleg' dir doch die Geschichte. Was bleibt uns anders übrig, als unsere Zustimmung und das Geld zu geben? Der Alfons ist zu allem entschlossen und wir können uns doch nicht so vor der ganzen Nachbarschaft und vor den Kindern blamieren lassen!“

Er stöhnte, er ballte die Hände in ohnmächtigem Grimm.

„Kein Recht hat sie, gar keins! Und wenn sie's auch hätt', — wo nichts is, da hat der Kaiser sein Recht verlor'n. Ich hab' kein Geld, ich kann nichts leben!“

„Na, ich hab's aber doch, Fritschen!“

„Du, du, — du schmeißt mit vollen Händen fort, du hast keine blasse Ahnung vom Geld! Weißt nicht mal, was du hast! Un wenn wir jetzt leben, zwicken sie uns bis in die Unendlichkeit! Nein, nein, das jeht nich!“

Frau Minchen verhandelte weiter. Und wenn sie den letzten Pfennig hergeben sollte, aber bloßstellen, liebe sie sich und ihre Familie nicht, — niemals! Und Rechtsanwältel könnten doch Kontrakte aufsehen, daß sie vor weiteren Forderungen geschützt blieben, — und Fritschen sollte es sich nur richtig überlegen. Stundenlang gingen die Reden so hin und her

Die Familie Diebermann und ihre zukünftige Angehörige waren mittlerweile so taktvoll gewesen, für den ganzen Tag zu dem jungen Ehepaar Riedel nach dem Vorwerk zu fahren. Sie wollten den ersten Sturm austoben lassen und kehrten deshalb erst am späten Abend heim. Fränze schlich dann noch zu Tante, sank schluchzend vor der in die Knie und machte eine wundervolle Szene, wie man sie effektvoller und rührender selbst in einem Roman von der Mühlbach nicht finden konnte, so daß die Tante total hingerissen und erweicht wurde und ihrer alten, lieben Fränze nicht nur alles verzieh, sondern auch fest versprach, zu helfen.

„Tantchen, es ist ja alles dein Eigentum!“ Den Satz hatte Fränze von ihrer zukünftigen Schwägerin genau gelernt. Sie sang ihn jetzt der Tante ebenso in die Ohren, wie Ludovika es getan und mit demselben Erfolg.

Frau Minchen war fest entschlossen, zu tun, was sie für richtig hielt. Nicht aus Rücksicht auf ihren Fritz, denn der hatte sich heute wie ein Narr benommen, aber aus Rücksicht für sich und die Kinder, und auch für Fränze, das arme Ding, dem sie immerhin Elternpflichten schuldig waren und die nicht um ihr Glück betrogen werden sollte. Sie wollte ihr Stück durchsetzen, denn schließlich war es doch ihr Geld, von dem es ging und sie hatte darüber zu bestimmen.

Und dabei blieb sie auch am folgenden Tage ihrem Mann gegenüber, mit starrer Sachnächigkeit immer wieder ihre Gründe aufzählend und 'einz überhörend. Gut, dann würde auf das Gut eine Hypothek aufgenommen. Andere Leute hatten auch Hypotheken auf ihren Gütern. Das machte sich sogar bei den Steuern besser, wenn man Schulden hatte; und mit der Zeit könnte man das wieder einsparen, denn so teuer wie das vorige Jahr käme es so bald nicht wieder. Und sie hätte ihr Lebtag nichts beansprucht und gebraucht, da wäre es keine Sünde gegen die Kinder, wenn sie ein paar tausend Mark fortgäben.

„Paar tausend?“ fuhr ihr Mann auf. „Denkst du, die machen es mit 'n paar tausend?“

„Na ja, siebzigtausend hat der Alfons gemeint“, gab sie mit rührender Sorglosigkeit zu.

Er brüllte auf. „Siebzigtausend? Weib, wie kannst du so etwas wiederholen? Warum nicht gleich hunderttausend, warum nicht gleich 'ne Million? Das ist doch allens nur ein Mund aufmachen, — bahaha! Schmeiß es doch fort, beläst' doch das Gut! Man zu, mich is allens egal, ich sag' nichts mehr! Aber siebzigtausend laß ich nicht zu, un wean's mein Leben jilt!“

Der Kampf und die Verhandlungen gingen tagelang hin und her. Der Hausherr saß in seinem Zimmer, um von der Bande nichts zu sehen oder fuhr nach Königberg, um mit seinem Rechtsanwalt die Sache zu besprechen. Der zuckte die Achseln. lächelte heimlich in sich hinein und riet ihm, seiner Frau nicht zu widersprechen, wenn sie das Außerordentliche tun wolle. Natürlich hätte das Mädchen kein Recht, Forderungen zu stellen, aber wenn so ein Gerissener wie dieser Bräutigam dahinter stände, wäre ein Skandal unausbleiblich. Der fände schon Mittel und Wege, um die Geschichte an die große Glocke zu hängen und angenehm wäre das schließlich doch nicht.

O, diese schweren, schweren Tage. Die über Fritz Riedels Haupt und Willen zogen und ihn schließlich doch müde machten. Was sollte er auch dagegen tun? Er stand mit gebundenen Händen da. Seine Frau hatte die Macht und die Mittel und dazu nicht einen Funken Vernunft. Das Leben war ihm vergällt bis auf den letzten Bissen.

Dann war die Angelegenheit geordnet. Zwanzigtausend Mark bekam die Fränze gleich mit. Unter einem baren Kapital tat der Freiherr es nun einmal nicht, aber auch das wurde erst am Tage der Hochzeit ausbezahlt. Und dann wurde ihr eine Rente von tausend Mark jährlich gesichert. So lange, wie sie keinerlei töchterliche Ansprüche erhob und kein Wort über ihre Herkunft verlauten ließ. Alles fest und notariell auf-

gelegt, als Sicherung gegen weitere Angriffe. Dahinter hatte Fritz Riedel mit eiserner Festigkeit gestanden und der edle Alfons hatte sich zufrieden geben müssen mit dem, was er erreichen konnte.

Nachdem die Sache derartig abgemacht war, zog die Familie Diebermann mit Sad und Pack und zukünftiger Schwiegertochter ab und es geleiteten sie keinerlei Segenswünsche. Selbst Frau Minchen war herzensfroh, daß sie die Schwägerin und Alfons los wurde. Allein für diesen Vorteil bereute sie nicht, die Geldopfer gebracht zu haben, trotzdem sie bei längerer Überlegung doch manchmal geneigt gewesen war, die Angelegenheit mit den Augen ihres Mannes anzusehen. Eine ganz gemeine, ruppige Bande waren die Diebermanns doch, wenn der liebe Gott sie auch mit noch so viel Schönheit gesegnet hatte, und die Fränze taugte auch nicht viel. Beim ersten Anstoß hatte sie alles vergessen, was man Gutes an ihr getan und sich auch noch frech auf die Hinterbeine gesetzt. Nein, nein, die Romanszenen und die edlen Unfleidungen der gemeinen Spekulation und Selbstsucht, mit denen man sie zu täuschen gesucht hatte, waren ihr doch recht fadenscheinig vorgekommen, wenn sie ernsthaft darüber nachdachte. Bloß was hätte man tun sollen? So einen Skandal, wie die Bande ihn sicher heraufbeschworen hätte, konnte sie nicht ertragen und ihr Fritz war ganz ungerecht, wenn er wie ein brüllender Löwe herumging und statt ihr für ihre Opferwilligkeit zu danken, nur Vorwürfe machte.

Der Mann war wie umgewandelt seit dieser Geschichte, auch außer dem Hause. Sie merkte dies jetzt schmerzlich, denn nach all der Aufregung und dem bewegten Leben des vergangenen Jahres war es nun so still bei ihnen wie noch nie, fast so still wie zur Zeit ihres Eheanfanges, wo sie beide noch allein gewesen. Nur, daß damals alles anders ausfiel, sie beide jung und hoffnungsvoll, arbeitsfroh und zufrieden. — und nun? Frau Minchen seufzte und fühlte sich sehr unglücklich.

Und sie war nicht die Einzige, die sich unglücklich fühlte. Viel schlimmer fragten Kummer und Misset am Herzen ihres Mannes. Dem hatte diese letzte Geschichte einen Stoß gegeben, den er nicht verwinden konnte. Gebrochen, gedemütigt und in den Staub geworfen kam er sich vor. Was war die Frucht seines Lebens und Schaffens gewesen? Nichts! Als ein ehrloser und pflichtvergessener Mann stand er da, der die Sünde seiner Jugendjahre nun blühen und bezahlen mußte, der nirgendwo ein Recht und eine Macht besaß, den jeder Schuft anfallen und bezwingen konnte und der nur durch die Gnade seiner reichen Frau vor öffentlicher Schande und Schmach bewahrt wurde. Wie ein willenloser Narr hatte er sich alles aus den Händen nehmen, sich von einer Räuberbande, die seiner eigenen Familie entstammte, seine Frau, seinen Sohn, seine Stellung, Selbstachtung und allen Lebensmut entwendet lassen und stand nun da wie ein Wack. Das Unkraut hatte seinen ganzen Acker verwüßt, alles niedergezogen, was hoch, gesund und stolz gestanden, alles getötet und erstickt, was so frisch und fröhlich blühte. Und das würde immer so weiter gehen. Zu retten war nichts mehr — lohnte auch nicht! Mit seiner Frau verstand er sich nicht mehr. Die sah schon lange nicht mehr den Herrn und den Starken in ihm, die stand bei jeder Gelegenheit gegen seinen Willen, wußte jetzt, daß sie die reiche Frau und er nur der bezahlte Verwalter sei, der nicht aufmucken durfte, wenn sie in den Säckel griff und ihr Geld vor die Hunde warf! — Donnereschlag, — denn man zu, dann konnte er es auch vor die Hunde werfen, es kam ja nicht darauf an, — es ging ja doch alles rückwärts! Wein her! Wein her und viel Leute um sich, die er traktieren konnte und die nicht wußten, daß er eigentlich im Grunde doch bloß ein ehrloser Rump war, dem nur die Gnade und das Geld seiner Frau den anständigen Namen erhielt! (Fortsetzung folgt.)



= Lesefrucht. =



Wer Kräfte fühlt — der muß die Kräfte regeln. Th. Körner.

## Aus der Kriegszeit.

**Ein Glanzbeispiel französischer Berichterstattung.** Die Pariser Zeitungen, die schon längst bei ihrem treuesten Publikum viel von ihrer Vertrauenswürdigkeit eingebüßt haben, leisteten sich in diesen Tagen ein Kunststückchen, das auf die Art ihrer Berichterstattung hellstes Licht wirft und auch den gläubigsten Franzosen das Vertrauen in die Wahrheitsliebe ihrer Presse endgültig nehmen mußte. Zwei Tage vor der Ankunft des Unterseehandelsbootes „Deutschland“ in Bremen brachten nämlich die meisten französischen Blätter in Paris und auch in der Provinz eine Meldung des Aufsehen erregenden Inhalts, daß spanische Seeleute in der Nähe der Insel Majorca auf den Wellen treibende Trümmer der „Deutschland“ aufgefunden hätten. Diese Nachricht verbreitete sich begreiflicherweise wie ein zündender Funke, und der Jubel war groß. Am merkwürdigsten ist, daß anscheinend niemand sich den Kopf darüber zerbrach, was die „Deutschland“ auf ihrer Heimfahrt von Amerika im Mittelmeer — wo sich bekanntlich die Insel Majorca befindet — zu suchen hätte. Man kann sich die Enttäuschung vorstellen, die die Kunde von der sicheren Heimkehr des Handels-U-Bootes in Frankreich erwecken muß, nachdem die Bürger der Republik bereits das Brack des Schiffes aufgefischt zu haben glaubten. Jedenfalls ist dieser Fischzug der unglücklichste, den die Plantoisie der französischen Journalisten seit Kriegsausbruch unternommen hat.

**Ein neuer Vorname Cadorna.** In letzter Zeit erschienen, so erzählt die „Semaine Littéraire“, in den Abruzzern viele Eltern vor dem Standesamt, die als Rufnamen ihrer Neugeborenen „Firmato“ eintragen ließen. Als die Zahl der Firmatos immer anwuchs, versuchte die Behörde, der Vorliebe für diesen bis vor kurzem gänzlich unbekannten Vornamen auf den Grund zu gehen. Und was stellte sich heraus? Die harmlosen Bewohner der Abruzzern, denen in ihrer ländlichen Abgeschiedenheit beim Güten ihrer Herden die Weltgeschichte ein Buch mit sieben Siegeln bleibt, hatten täglich unter den offiziellen italienischen Berichten den teuren Namen ihres Cadorna gesehen und hatten in einem verzeihlichen Irrtum das „Firmato“ (Unterzeichnet) für den Vornamen ihres Nationalhelden gehalten!

**Ein neuartiges Kriegshospital.** Die ärztliche Pflege der Soldaten erfordert sich bekanntlich nicht nur auf die direkt Verwundeten, sondern naturgemäß auch auf alle jene, die durch das Leben im Felde ein zwar gefährloses, aber dennoch hemmendes Leiden, wie z. B. Rheumatismus und Gicht, erwarben. Daher wird auch seit Kriegsbeginn auf die Nachbehandlung derartiger Fälle besonderes Gewicht gelegt, und zahllose Hotels in den Kur- und Badeorten wurden zu diesem Zweck in entsprechend eingerichtete Erholungsheime umgewandelt. Um aber den gichtleidenden Soldaten eine besonders sachgemäße Pflege angedeihen lassen zu können, wurde in dem bekannten ungarischen Moorbad Pöstyén ein eigenes Gebäude errichtet, das einen neuen Typ von Kriegslazarett darstellt. Schon nach Kriegsbeginn hatte das österreichisch-ungarische Kriegsministerium die Absicht, für die an Rheumatismus und Gicht Leidenden und die einer Nachbehandlung bedürftigen Krieger in Pöstyén ein Barakdenhospital zu errichten. In weiterer Erwägung dieses Planes und in Hinblick auf das Steigen der Bedürfnisse entschloß man sich aber, ein eigenes, für solche Zwecke dienendes stabiles Krankenhaus zu bauen. Durch Zusammenwirken des Kriegsministeriums, des ungarischen Vereins vom Roten Kreuz und der Badedirektion entstand dieses neuartige Kriegshospital „Pro Patria“, mit einem Kostenaufwand von 1¼ Mill. Kronen, das auf einem Grundstück von 6000 Quadratmetern den Spielraum für 600 Kranke bietet. Dieses Kriegshospital stellt, wie Hofrat Prof. L. v. Liebermann in einer Schilderung in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift ausführt, in bezug auf Anlage, Bauart und innere Einrichtung eine äußerst glückliche Verbindung der modernsten Verbesserungen dar. Das Gebäude wurde unmittelbar über einer der heißen Schlammquellen errichtet, so daß man zum Besuch der Quellen den Bau nicht zu verlassen braucht. Die die Baderäume umschließende Anlage ist kuppelförmig und bildet das Zentrum, um das sich sämtliche Kranken- und Speisefäle sowie die Tages- und Wirtschaftsräume in Radien gruppieren. Auf diese Weise ist es den Insassen ermöglicht, alle Behandlungs- und Erholungsgelegenheiten des Kurortes unter sich zu genießen, ohne dabei die geschlossenen heizbaren Räume verlassen zu müssen. Zu diesem Zweck sind alle großen Krankensäle sowie die in den beiden Flügeln der Hauptfront errichteten Gebäude für Einzelsimmer, Aufzichte- und Arztpersonal an der Peripherie des Gebäudes als

Strahlen des Halbkreises angeordnet. Die Eingänge münden wiederum in einen halbkreisförmigen Korridor, der sich an mehreren Stellen zu Tages- und Speiseräumen erweitert. Aus den letzteren führen Türen direkt in die Bade- und Einzelp Räume. In dem mittleren Radius des Halbkreises sind die Küchen und sonstigen Wirtschaftsräume untergebracht, die durch vier innere Höfe zwischen Korridor und Baderäumen Licht und Luft erhalten. Auch rein bautechnisch ist die Anlage sehr interessant: das Gerippe besteht aus Eisenkonstruktion, die Wände und die Decken sind aus einem bisher noch unbekannten Material hergestellt, nämlich aus in Portlandzementbrei getauchten Buchenholzsplänen, die feucht festgestampft in kurzer Zeit zu einer Masse erhärten, die wegen ihrer isolierenden Eigenschaften ganz besonders zweckmäßig erschien. Diese Wände sind, trotzdem ihre Stärke nur 15 Zentimeter beträgt, gewöhnlichen Backsteinwänden von ungefähr 45 Zentimeter Dike gleichwertig. Um auch von der Erde aus die für Gichtkranke so gefährliche Feuchtigkeit fernzuhalten, bestehen die Fußböden aus mehreren Schichten, und zwar aus Beton, hierauf Zement zur Abwehr der Feuchtigkeit, dann Holzwool-Isolation zum Schutz gegen Kälte und schließlich ein waschbarer Holzementbelag. Saut Verfügung des k. u. k. Kriegsministeriums ist dieses neuartige Hospital zur Aufnahme von Soldaten aller verbündeten Armeen ohne Ausnahme bestimmt.

**Die Sauregurkenzeit.** Die neuen sauren Gurken sind schon auf dem Markte erschienen, und damit hat die Sauregurkenzeit wieder ihren Anfang genommen, aber freilich nur die Sauregurkenzeit im wörtlichen und wörtlichen Sinne des Wortes, nicht aber in seiner übertragenden Bedeutung. In dieser ist das Wort längst schon sagenhaft geworden. Vor zwei Jahren brachte uns die Sauregurkenzeit den Ausbruch des gewaltigen Weltkrieges, des größten, den jemals unser Planet erlebt hat, im vorigen Jahre erlebten wir in dieser Zeit den Fall der russischen Festungen in Polen, und auch die diesjährige Sauregurkenzeit wird uns sicher wieder eine Reihe der wichtigsten und bedeutungsvollsten Ereignisse bescheren. Der Ausdruck Sauregurkenzeit, so schreibt uns ein Mitarbeiter, ist ohne Zweifel im Geschäftsleben gebildet worden und nicht etwa, wie manche meinen, im Gasthausleben. „Saure Gurken ist auch Kompost“, sagt man noch heute in Berlin; mit diesem klassischen Ausspruch soll ein Berliner Gastwirt zuerst seine Mittagsgäste getrostet haben, die sich bei ihm darüber beklagten, daß ihnen in der obstarmen Zeit des Sommers, die zwischen die Ernte des Frühobstes, der Stachelbeeren, Kirschen, Erdbeeren usw. und des Spätobstes, der Birnen, Äpfel, Pflaumen usw. fällt, an Stelle des Obstkomposts saure Gurken verabreicht wurden. Der Ausdruck „Sauregurkenzeit“ ist aber sicher viel älter als die hier erwähnte Berliner Redensart; er entspringt der Zeit, in der die saure Gurke zuerst als Handelsartikel auf dem Markte erschienen ist. Die große Hitze der Hochsommertage legt natürlicherweise dem öffentlichen Leben und dem Erwerbsleben, damit also auch dem kaufmännischen Betrieb, große Beschränkungen auf. Wer es sich irgend leisten kann, der entflieht aus der Stadt mit ihren sonnenverwühlten Straßen und Häusern in Gegenden, deren Lage im Gebirge, in einer Waldgegend oder an der See ihm einen kühleren Aufenthalt bietet. Das Geschäftsleben wird dadurch in den Städten, besonders aber in den Großstädten, auf das empfindlichste beeinträchtigt, da gerade die kaufkräftigsten Kreise der Landwirtschaft fehlen. Aber auch in den kleineren Städten macht sich die sommerliche Stille in dieser Zeit geltend; hier geschieht dies freilich aus einem anderen Grunde. Die Landwirte sind derartig durch die Erntearbeiten in Anspruch genommen, daß sie keine Zeit haben, nach der Stadt zu kommen. Schon im Mittelalter machte sich um diese Zeit eine sehr empfindliche Geschäftsstille bemerkbar. Die Ursache lag hauptsächlich darin, daß zu Jakob, am 25. Juli, das gesamte in Umlauf befindliche Geld eingezogen wurde und durch neu geprägtes Geld ersetzt werden mußte. Das älteste in Deutschland geprägte Geld war der Pfennig, der eine Silbermünze darstellte, bei der schlechten Beschaffenheit dieser ersten Pfennige und bei den Gewichtseinbußen, die sie durch gewaltsame Beschädigungen, Anfeilen usw. zu erleiden pflegten, hatten die Besitzer des alten Geldes erhebliche Verluste zu gewärtigen; man hielt also in der Zeit vor und unmittelbar nach Jakob mit seinen Einkäufen zurück, bis der neue Münzfuß festgesetzt war und die Preise bemessen werden konnten. Einige Wochen nach Jakob entwickelte sich ein um so lebhafterer Geschäftserwerb; die Märkte und Messen, die im Spätsommer und Frühherbst stattfanden und zumeist mit dem Bartholomäustage (24. August) begannen, erfreuten sich dann eines besonders starken Zuspruches. Das Münzgold erreichte bald dadurch sein Ende, daß man zur Prägung der sogenannten ewigen Pfennige schritt, die dem jährlichen Umtausch nicht unterlagen. Man hielt aber auch nachher die Termine der Märkte und Messen bei. Dazu machten sich noch andere Umstände geltend, die der sommerlichen Geschäftsstille das Fortbestehen ermöglichten, ja dieses noch verstärkten. Wir können also die Sauregurkenzeit bis tief ins Mittelalter hinein verfolgen, wenn auch der Name, den wir heute gebrauchen, damals noch nicht geprägt werden konnte, weil das ganze deutsche Mittelalter die saure Gurke überhaupt nicht kannte.



# Neues vom Büchermarkt.



## Kriegsgebichte, Novellen usw.

\* „Stromübergang.“ Dramatisches Gedicht in einem Aufzuge von Rudolf Herzog. (Stuttgart und Berlin, F. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.) Ein prächtiges Stück Leben, in unmittelbarer Gegenwart aufgegriffen und dichterisch dargestellt, wohl als Erinnerung an den denkwürdigen Donauübergang von Belgrad. Die wohlbekannten Reimpaare von Wallensteins Lager sind die rechte Form für diese Soldatendichtung, deren Realismus sich zwanglos zu starker Betonung vaterländischen Gefühls steigert. Als Festdichtung wird das Bild überall wärmsten Wiederklang in deutschen Herzen finden.

\* „Der brennende Tag.“ Ausgewählte Gedichte von Ernst Lissauer. (Schuster u. Loefler, Berlin.) Wie eine einzige Dichtung einen berühmten Namen macht, zeigt Lissauers zornvoller Hagenlied gegen England. Wie Starkes aber der Dichter in seiner ganzen Persönlichkeit vermochte, wußte man vorher schon aus wenig umfangreichen, aber umso bedeutungsvolleren lyrischen Sammlungen. Aus allen Dichtungen ist hier Charakteristisches vereint, darunter auch später entstandene Augenblicksbilder; überall tritt die Eigenart des Dichters plastisch, oft mit einer gewissen herben Kraft hervor, man fühlt, daß man es mit einem Selbstkönner zu tun hat.

\* Gustav F. Steffen: „Demokratie und Weltkrieg.“ (Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena.) Wir haben so wenig wirklich Freunde in der Welt, daß wir uns dieses schwedischen Politikers ganz besonders freuen dürfen, der nicht nur, wie vielleicht andere uns zugeneigte ausländische Beurteiler, sich imponieren läßt durch die mächtige Kraftentfaltung unserer Nation, sondern uns in unserem tiefsten Wesen versteht und darum liebt. Wie in seinen früheren Büchern so zeigt sich auch hier der unerbittliche Richter aller Präsenhaftigkeit, die mit bequemen Schlagworten die Wirklichkeit umhüllt. Ideologie ist ihm mit Recht das eigentliche Hindernis des tatkräftigen Idealismus, und gerade den Kreisen sagt er am offensten die Wahrheit, in denen eigentlich seine Anschauungen ursprünglich wurzeln, der internationalen Sozialdemokratie und dem demokratischen Liberalismus, der ebenso im Doktrinarismus befangen ist. Und darum sollten gerade unsere Weltfriedenssträumer, die ja immer noch in der furchtbaren Wirklichkeit ihr Wollenstudium sich fröhlich aufbauen, die klare Nüchternheit dieses Buches beherzigen. Es enthält manches, was schon früher andeuter wurde, aber diese großen Wahrheiten können eben gar nicht oft und eindringlich genug gesagt werden. Mit erfrischender Ironie wird die pompöse Rhetorik unserer Gegner hier abgefertigt, auch der sozialdemokratische Landmann Steffens. Ojalmo Bronting mit seiner angeblichen Neutralität bekommt das ihm gebührende Teil, die Gohheit und Oberflächlichkeit der sozialdemokratischen Theorie, ihre Ohnmacht gegenüber den großen Problemen der Welt- und Kolonialpolitik tritt deutlich hervor, wobei uns allerdings ziemlich gleichgültig sein kann, ob die marxistische Rechtsgläubigkeit dabei verletzt wurde oder nicht. Und besonders erfrischend wirken die Abschnitte, in denen die freundlichen, angeblich für Deutschlands geistiges Wohl besorgten demokratischen Idealisten, Roman Holland, Ellen Key, Bergson usw. vorgekommen werden. Ja, wenn diese tugendhaften Leute überhaupt zu bekehren wären.

\* „Das große Leid.“ eine Totenfeier von Maximilian Wätcher. (Grethlein u. Co., G. m. b. H. in Leipzig.) So ganz persönlich in dem Erleben heimlichster Dinge ist dieses Gedichtbuch eines Vaters für den gefallenen Sohn gestimmt, daß in anderer Zeit seine Veröffentlichung fast Entweihung genannt werden könnte. Nicht aber jetzt, wo wir alle zu einer großen Familie geworden sind, wo jeder, den gleiches Leid getroffen, all diese rüchhaltlose Aukerung der Liebe und des Schmerzes innerlich mitfühlen wird als eigenes Erlebnis. Und auch den wilden Haß verstehen wir als ganz natürlich, der hier emporlodert gegen die schurkischen Urheber solcher Völkervertrauer, und den weisse Flugredner uns so gern als inhuman und barbarisch verordnen möchten. Alle sollten ein solches Buch lesen, die so litten, es wird vielleicht vieles wieder aufwachen und doch die rechte trostvolle Katharsis des tragischen Erlebens bringen.

\* „Der Krieg und die Jugend.“ Vortrag von C. Ohlsh, Generalsuperintendent für den Konfessionsbezirk Wiesbaden, Hül. Hof- und Domprediger a. D. (Herborn, Buchhandlung des Nassauischen Kolportagevereins.) Auf die ersten und schwerwiegenden Fragen, die sich für unsere Jugend, ihre Entwicklung und Erziehung in dieser Zeit erheben, weist der Vortrag unseres Generalsuperintendenten in eindringlichen und beherzigenden Worten Mahnungen hin.

## Romane, Novellen.

\* Marie von Ebner-Eschenbach: „Meine Erinnerungen an Grillparzer.“ Aus einem zeit-

losen Tagebuch. (Verlag, Gebrüder Baelzel, Berlin.) Die kürzlich verstorbene Dichterin, die im Herzen ihrer Freunde weiterleben wird für immer, deren Werke sich so hoch über den Durchschnitt erheben, hat kurz vor ihrem Tode noch ihr letztes Werk selbst zusammengestellt. Leider wurde es ihr nicht mehr vergönnt, das Werk in Buchform erscheinen zu sehen, sie durfte sich nicht mehr der warmen Anerkennung freuen, die ihm gezollt wurde. Ihre Freunde aber werden dieses Buch nur mit Ehrfurcht lesen, mit Ehrfurcht aus der Hand legen, und die Verehrung zu der Entschlafenen wird sicherlich noch eine Steigerung erfahren. Denn es ist ein köstliches Buch, dieses letzte, das uns die Dichterin schenkte. In ihrem Tagebuch verzeichnet sie ganz zwanglos kleine Anekdoten, kurze Einfälle, alltägliche Begebenheiten, durch ihre Feder geädelt, der Alltäglichkeit beraubt, denen zumeist ein tieferer Sinn zugrunde liegt, ihre angeklärte Lebensweisheit. Dazwischen sind Aphorismen eingestreut, jene geistvollen Gedankensplitter, die in knappster Form so viel enthalten und die der Dichterin viel zu ihrem Ruhm und ihrer — man möchte fast sagen — Vollständigkeit, verhelfen. Die Erinnerungen an Grillparzer muten nicht nur wie ein Stück aus dem Leben des Dichters an, sie geben auch ein Charakterbild von Marie von Ebner-Eschenbach, die das Unreine vermeidet und überall nur das Schöne und Reine sieht. So sorgt sie auch in ihren Aufzeichnungen über Grillparzer dafür, daß kein Schatten der Verläumdung das einzigartige Verhältnis des Dichters zu seiner ewigen Braut Kathi Fröblich trübe, sie entkräftet all die Lastermäuler und läßt nur das Gute bestehen. Mit diesem letzten Werk hat die Dichterin sich ein Denkmal gesetzt, wie es kein Bildhauer edler und dauernder schaffen kann.

B. v. N.

\* „Der Rubin der Herzogin.“ Roman von Rudolf Prescher. (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Berlin.) Wer sich diesen amüsanten Roman unseres rheinischen Landmanns zu Gemüte führt, der wird über seinen bunten Bildern eine Zeitlang die Not der Gegenwart vergessen, und so mag diese Geschichte als ablenkender Zeitvertreib ihren nächsten Zweck erfüllen. Aber man wird doch auch darüber hinaus sie als bescheidenes Kunstwerk würdigen dürfen, als ironische Spiegelung des großen Eitelkeitsmarktes, auf dem jene Leute sich zur Schau stellen, die man gern als „alte Gesellschaft“ bezeichnet, und hinter all den ergötlichen Dingen, die dieser gewandte Blaudecker uns aufstischt, gewahrt man den Dichter selbst als Verkündiger einer lachenden, humorvollen, aber doch in ihrem Grunde recht ernsthaften Weltweisheit.

\* Max Geisler: „Focke und die Mädchen.“ Roman aus dem heutigen Weimar. (Alexander Daxder, Verlag, Weimar.) „Als wäre diese Geschichte nicht wahr, so wunderbar angetan mit allem Hiate der Romantik, schreitet sie heraus aus dem grünen Thüringischen Waldleben.“ Es ist zwar gar nicht modern, mit solchen Worten das Tor aufzumachen, aber Geisler will auch nicht modern sein, er stimmt wieder die alte oft gesungene Weise an von dem törichtsten Anaben, der hinaus in die Welt zieht um die Schönheit zu suchen, der ein Künstler werden will und alle Ideale in sich fassen, um dann in nüchternen, aber behaglicher Solidität zu enden. So ist es ein buntes, farbiges Buch geworden, voll von allerlei anmutigen Gestalten, von denen man sich gerne begleiten läßt, ohne sie auf ihre Erdenfestigkeit zu prüfen. Und daß sie in Weimar spielt und große Erinnerungen wach werden, macht diese Geschichte von Jakobus Sieheimer, dem fahrenden Schüler, noch annehmbarer.

er.

## Biographisches.

\* „Kaiser Franz Joseph I. als König von Ungarn“ von Dr. Adolph Kohut, ungarischer königlicher Rat. (Berlin, C. A. Schwetsche u. Sohn.) Das ziemlich umfangreiche Buch ist zum 86. Geburtstag des Monarchen erschienen, mag daher als Festschrift milder beurteilt werden können. Aber es muß doch gesagt werden, daß es wissenschaftlichen Wert in seiner Weise beanspruchen kann. Allerlei Einzelheiten sind wahllos zusammengetragen, darunter freilich auch einige bisher unbekannte von einer geistigen Verarbeitung ist dabei nirgends die Rede. Dazu kommt die sentimentale Breite bei der Wiedergabe von kleinen Anekdoten, die als plumpe Geschmackslosigkeit wirkt, und der fehlerhafte Stil. Der Verfasser hat sich auch hier als selbstgefälliger Vielschreiber erwieisen.

\* „Karl Ernst Knodt“, eine literarische Charakterstudie von Richard Knif. Zweite überarbeitete Auflage. München, Müller und Fröblich, Verlagsbuchhandlung.) Zum 60. Geburtstag des Odenwälder Dichterparrers, dessen tiefinnige Lyrik gerade jetzt in schwerer Not vielen Trost und Erhebung bedeutet, ist die zweite Auflage dieser verständnisvollen Würdigung erschienen. Allen Verehrern des Dichters, der, abseits von allem Streit der künstlerischen Richtungen, seine stillen Wege als Eigener ging, sei das Werkchen warm empfohlen.